

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 277.

Dienstag, 10. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Generaldirektor kennt genau den Sinn des kurzen Wortes, doch er nimmt keine Notiz von ihm, sondern bleibt mit betonter Hartnäckigkeit stehen; der Reiz des Untergebenen kann es sich nicht versagen, sich an der Niederlage des Erfolgreichen zu weiden.

„Was nun, Mister Dahlskop?“ Die Frage klingt unangenehm vertraulich; der Ton ist mit Hohn getränkt.

Dahlskop zuckt zusammen, als habe er einen Stoß verjett bekommen. Was erlaubt sich der Mann? Er zügelt seinen Zorn. Noch einmal liest er das Radiotelegramm: Durpea u. Brice schlagen vor, von der Auflegung der Anleihe abzusehen. Angesichts des Fortschreitens der Krisis und ihrer vermutlich langen Dauer fühlen sie sich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß ein Mißerfolg mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten sei; an den Namen der eigenen Firma und auch an den seinigen dürfe sich jedoch schon aus Gründen des Ansehens, ganz abgesehen von den geschäftlichen Folgen, kein Mißerfolg von dem zu erwartenden Ausmaß knüpfen. Man sehe als sicher voraus, daß er gleicher Ansicht sei.

Dahlskop hat das Gefühl, als sei er lange Zeit auf einem schmalen Gebirgskamm gegangen und werde nun vom Sturm in den Abgrund geblasen. Das ist ein Radenschlag von solch ungeheurer Wucht, daß sie nur der voll empfinden kann, der von ihm betroffen wird. Die Krisis hat sich verschärft; damit haben die Amerikaner recht; das weiß er selbst. Weshalb aber ließen sie ihn bis zum letzten Augenblick im Glauben, die Sache mit der Anleihe klappe und wickle sich von selbst ab? Ist Absicht dahinter zu suchen? Wirft man ihm einen Knüttel zwischen die Beine? Sind Durpea u. Brice zu seinen Gegnern, den großen Geldleuten der Wallstreet, übergegangen? Hoffst und wünscht man drüben, daß er über den Knüttel stolpern und vielleicht ruiniert werden möge? Je kleiner die Zahl der am Tisch der finanziellen Weltherrschaft Sitzenden ist, desto größer sind die Machtanteile derer, die sich behaupten. — Ist er in eine Falle gegangen? Oder narren seine erschöpften Nerven ihn mit Phantasiebildern? Wo ist seine Spannkraft geblieben? Er ist müde, vollkommen erschöpft. In der guten Zeit hat er Raubbau mit seinem Körper getrieben; jetzt zeigen sich die Folgen. Doch so leichten Kaufes wird er sich nicht über den Haufen werfen lassen. Er muß Gewißheit haben; er muß Durpea u. Brice umstimmen; er muß persönlich eingreifen und nach New York reisen.

„Was nun, Mister Dahlskop?“ wiederholt Viljencrank in zynischem Gleichmut.

Dahlskop gehen die Nerven durch; will dieser Wurm ihn auch noch verhöhnen?

„Das lassen Sie gefälligst meine Sorge sein!“ herricht Dahlskop den Generaldirektor an. „Stellen Sie die Gesamtbilanz zusammen, bringen Sie sie mir schleunigst, und depeeschieren Sie D. u. B., daß ich selbst nach New York komme.“

Viljencrank's Augen leuchten tückisch.

„Sehr wohl, Mister Dahlskop; ich bringe Ihnen die Bilanz, aber ohne meine Unterschrift, da ich viele Ziffern mündlich oder auf Zetteln von Ihnen erhalten habe, die Belege mir aber vorenthalten worden sind.“

„Seit wann gelten in meinem Haus meine Angaben nicht mehr?“ braust Dahlskop auf; die Wut übermannt ihn. Sein Gesicht glüht, seine Faust knallt auf den Tisch.

Viljencrank duckt sich unwillkürlich und zieht sich an die Tür zurück.

„Weil ich als Generaldirektor mithaftbar bin!“ schreit er nicht weniger laut als Dahlskop und schmettert die Tür hinter sich zu.

Dahlskop läßt sich in den Sessel fallen. Was ist das? Was war das? Das war kein Durchblidenlassen eines Verdachts mehr, das war Rebellion, offene Auflehnung; das war eine Herausforderung, wie sie ihm noch nicht geboten worden ist. In ohnmächtigem Zorn ballt er die Hände; er hebt am ganzen Körper; am liebsten würde er irgend etwas Wertvolles in tausend Stücke schmettern. Im eigenen Haus muß er sich über den Mund fahren lassen; er muß schweigen. Wirft er den Kerl hinaus, dann macht er Skandal in der Öffentlichkeit. Das fehlte ihm gerade noch, moralisch gezwungen zu werden, eine Revision durch eine unabhängige Gesellschaft vornehmen zu lassen. Vieles hätte sie vor wenigen Wochen noch nicht gefunden, aber in diesem Entwicklungsabschnitt — —; es darf kein unabhängiger Fremder Einblick gewinnen, sonst — — ist er verloren.

Er raucht in tiefen Zügen und durchquert das Zimmer mit heftigen Schritten. Nein, er wird sich nicht umwerfen lassen; er wird kämpfen, gegen Viljencrank, gegen die Amerikaner, gegen diese ganze Gegnerbande, die ihn zur Strecke bringen will.

Anna Bidermann hat die scharfe Auseinandersetzung mit angehört, und sie hat Viljencrank hohnlächelnd das Chestabinett verlassen sehen; sie sieht, daß Dahlskop bis ins Innerste erregt und aufgewühlt ist. Sie versteht, um was es geht. Auf's tiefste verwirrt, zerquält sie sich. Geht bei Dahlskop nicht alles mit rechten Dingen zu? Wie so war dieser Auftritt möglich? Undenkbar, daß ein solcher sich bei Hermann Kämpfer hätte ereignen können. In welche peinliche Lage ist sie geraten! Durch eigene Schuld? Was soll sie tun? Wie soll, wie muß sie sich verhalten? Ratlos versucht sie, Klarheit zu gewinnen.

17.

Wandeln im Vollmondschein.

Auf Dahlskops Besitzung am Meer erhebt sich auf einem Felsen ein mächtiger Turm. Er stammt wohl noch aus alten Zeiten; offenbar diente er einst als Aussichtsturm und letzte Zuflucht. Obgleich Dahlskop nicht im mindesten romantisch angehaucht ist, ließ er den Turm stehen. Jahrelang kümmerte er sich nicht um ihn, bis ihm eines Tages ein Einfall kam. Er ließ eine neue Treppe einbauen, die Risse dichten und den Dach

Kuhl neu decken. Den schönen, großen, runden Raum im obersten Stockwerk ließ er stilgemäß mit schweren alten Eichenmöbeln ausstatten. Als der Baumeister ihm vorschlug, Telephon- und Klingelleitung legen zu lassen, lachte er ihn aus. Das ist ja sein Spaß bei seinem Interesse für den alten Turm, daß niemand ihn dort stören kann; er will ja einen Ort haben, an dem man ihn nicht mit allen möglichen Nachrichten, Einladungen, Anträgen und Vorschlägen bombardieren kann. Die Mauern sind so dick, daß kein Ruf durch sie dringt, und die Fenster läßt er aus dickem Glas verfertigen, angeblich der Stürme wegen.

Hierher zieht er sich zurück, wenn er allein mit sich sein will; dort beweist er sich, daß für ihn nur das aus der Welt existiert, was er als vorhanden anerkennt. Im Turm steht auch sein einziger Vertrauter, der stumme — Panzerstrant; er birgt die echten Bilanzen seiner Gesellschaften und viel anderes, ihm äußerst wichtiges Material. Manchmal hält er sich die ganze Nacht und viele Stunden am Tag dort auf; hier hält er Einkehr, ruht er aus, sammelt er seine Kräfte, prüft er weittragende Pläne und faßt er seine großen Entschlüsse. Aber die Aufenthalte im Turm spricht er nicht, und er würde auch niemand gestatten, danach eine Frage zu stellen.

Tief in Gedanken versunken wandert er durch den Park. Er wird sich einschließen, mag inzwischen geschehen, was will. Schlimmer als es ist, kann nichts werden, und er will zunächst einmal Ruhe haben.

Der Vollmond überflutet die Landschaft mit seltsam weißlichem Licht; das Meer glänzt quedsilbern.

Dahlstop klettert auf eine Klippe; wie groß, wie weit, wie herrlich ist das Meer. Wie schön ist es, sich von der Nacht auf seinem Rücken tragen zu lassen. Von Zeit zu Zeit muß er reisen; er käme um, wenn er immer am gleichen Fleck kleben müßte. Jedesmal, wenn er Schiffsplanen betritt, erfährt ihn das Gefühl der Genugtuung, es ist ihm dann, als begönne er einen neuen Lebensabschnitt. Es geht in die Ferne; was hinter ihm liegt, ist abgeschlossen; kommt er zurück, dann wird er von vorn beginnen; das brennende Verlangen, den Aufenthaltsort zu wechseln und alles hinter sich zu lassen, findet Sättigung.

Er ist sehr müde; wie nah und doch wie weit liegt die Zeit zurück, da er sich im Empfinden eines Kraftüberschusses in die Unterwelt begab und es ihm ein Sport war, Mitmenschen zum besten zu halten. Am liebsten würde er sich auf der bemoosten Klippe ausstrecken, in den heiter lächelnden und magisch leuchtenden Mond starren und an seine him- und herzerfüllende Leidenschaft und Liebe zu Anna Bidermann denken. Er kann ihr nicht in der Weise gegenüber treten, in der er andern Frauen entgegengetreten ist. Er will kein Verlieren riskieren. Nein, ganz gewinnen möchte er sie, ganz, nicht sie gegen ihren Willen überrumpeln. Seine Liebe geht über das Körperliche hinaus; wie seltsam ist das, und wie neu, für ihn, den Fünzigjährigen. Wie der Mond immer wieder seine Blicke auf sich zwingt; er ist sehr müde.

Er hat keine Zeit, zu ruhen; er muß denken und arbeiten, viel arbeiten. Drohen das verachtete Geld und das schon so oft herausgeforderte und korrigierte Schicksal nicht Macht über ihn zu gewinnen? Hol der Teufel diese Qual, immer, im Wachen wie im Halbschlaf, und oft auch im Schlaf an die verloren gegangenen und nun fehlenden Millionen denken zu müssen. Er wird sie herbeischaffen; wozu denn nur die Unruhe? Er hat doch Nerven —; oder hat er sie nicht mehr?

Er erhebt sich, reckt den Körper, hebt den Kopf und blickt nach dem Vollmond, der strahlende Helle, hypnotisierende Wellen, unsagbare und unwiderstehliche Lockung herabsendet.

+

Wie viele Nervöse kann Anna Bidermann bei Mondlicht nicht schlafen. Sie will die Vorhänge schließen und wirft noch einen Blick durch das Fenster ihrer Wohnung, das Aussicht auf das Meer gestattet;

Bäume verdecken die nächste Umgebung, doch das Ufer liegt klar gezeichnet im Blickfeld. Sie nimmt die Stille der Nacht auf. Das Meer flutet ruhig; im Privat-hafen schaukeln die Rennboote, Jachten und Flugboote Dahlstopps. Das Gisch spritzt mit monotoner Regelmäßigkeit über Klippen und Strand. Der Vollmond erfüllt die Nacht mit seltsamer Helligkeit; doch diese Helligkeit ist nicht beruhigend und zum Schlafen mahnend, sondern löst mit ihrem Spiel auf den Nerven Gefühle drückenden Unbehagens aus.

Das Haus liegt nachts still. Das Unbehagen laftet auf Anna, als müsse sie in jedem Augenblick auf den Angriff eines unbekannten Feindes gefaßt sein. Es ist schwer, allein in der Fremde zu stehen; bei Tag trommeln die Fragen, ob sie richtig gehandelt hat, auf den Nerven, und heute verstärkt die eigenartige Unsicherheit der Nacht die Beklemmung. Sie muß Klarheit gewinnen; sie wird Dahlstop selbst fragen, er wird sie ihr nicht vorenthalten.

Wer geht dort so spät noch am Strand spazieren? Ah — Dahlstop —. Den Blick starrt auf den Vollmond gerichtet, wandert er langsam, mit eigenartig tastenden und schwerfälligen Bewegungen, in der Richtung, aus der das Mondlicht kommt. Anna erschrickt bis ins Mark; hat Dahlstop wieder einen Anfall? Soll sie rufen? Nein; er würde sie nicht hören. Soll sie den Hausmeister wecken? Auch das hat keinen Sinn; bis er auf den Beinen und im Hof wäre, könnte Dahlstop schon ertrunken sein. Hoffentlich ist gerade der Matrose von der Hafenwache in der Nähe.

Klopfenden Herzens eilt sie die Treppe hinab und läuft durch den Park. Am Strand sieht sie, daß Dahlstop auf der äußersten Spitze der Hafenmole steht; ein falscher Schritt, und er fällt ins Meer.

Sie sucht ihre Erregung zu bändigen. Nie hätte sie unter andern Umständen die glatte und sich nach oben verzweigende Mole betreten; jetzt wagt sie sich tapfer auf sie hinaus.

Dahlstop steht ruhig, den Blick unverwandt auf den strahlenden Licht herabsinkenden Mond gerichtet. Anna ergreift seine Rechte und hält sie umklammert; wenn er fallen sollte, wird sie ihn halten. Er schrickt heftig zusammen, erwacht wie aus tiefem Schlaf, starrt sie sekundenlang an und taumelt dann, getroffen von der Wucht der blickartigen Erkenntnis seines Zustandes und der Gefahr des Aufenthaltsortes.

„Ruhe, Mister Dahlstop; kommen Sie mit mir. Sie werden nicht fallen, ich halte Sie!“

Benommen und unsicher tappt er hinter ihr her.

Auf der bemoosten Klippe setzt er sich; er bringt kein Wort hervor, doch er drückt Annas Hand, daß sie vor Schmerz fast aufgeschrien hätte.

Er starrt nach der Brandung und der Mole, und als koste es ihn Anstrengung, die schützende Hand freizugeben, läßt er sie nur zögernd gleiten.

„Der Mond — —!“ leuchtet er.

„Kommen Sie ins Haus, Mister Dahlstop; nehmen Sie ein Schlafmittel und legen Sie sich nieder.“

„Bleiben Sie!“ bittet er in leidenschaftlicher Erregung. Er umklammert ihre Hand von neuem; dann, als schäme er sich, flüstert er: „Es scheint doch, daß ich schwerer krank bin als ich die ganze Zeit über angenommen hatte. Erkennt man es nicht bereits an meinem Wesen, daß sich zwei Ichs um den Besitz meines Körpers streiten? Zwei Ichs — und ein Körper —; das geht doch nicht.“ Noch leiser setzt er hinzu: „Ich hasse dies zweite Ich, das mir mein Leben ruinieren will; ich würde es umbringen, wenn ich es fassen könnte.“ In jähem Ausbruch ballt er die Hände.

„Sie müssen unbedingt einen Arzt zu Rate ziehen, Mister Dahlstop.“

Er nickt.

„Ja, einen tüchtigen Arzt —; es ist Zeit. — Ich will nicht zugrunde gehen —.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Advokat von Husum.

Skizze von Walter Herzig.

Glücksdröhnen des Schicksals war über die sieben Duzend Fürstentümer der deutschen Lande gekommen. Es knallten überall Schüsse, es floss Blut, und die Herzogtümer Schleswig und Holstein kämpften verzweifelt gegen den Landhunger Dänemarks — bis die Schlacht bei Röstede alles entschied. Dänische Herren maßten sich an, über Unrecht und Recht zu entscheiden, die dänische Sprache sollte gelten, und niemand durfte mehr reden, wie ihm der Mund gewachsen war.

Mit klingendem Spiel zogen eines Mittags in die sonnig-verträumte Stadt Husum dänische Kompagnien unter einem Major ein. Sie nahmen auf dem Marktplatz Aufstellung, die Bevölkerung wurde zusammengetrommelt — und da drängte sich denn nun hoch und niedrig, arm und reich vor den fünf Reihen feindlicher Gewehre und wartete, bis sich ihr Schicksal entschieden haben würde.

Trommelwirbel — Präsentierte Gewehre! An der Seite des Amtmanns trat der Offizier vor die Rathausstür.

„Im Namen Seiner Majestät des Königs von Dänemark“, verlas er mit weit hin hallender Stimme eine Verfügung, „werden nunmehr auch in der Stadt Husum die Gesetze Dänemarks gelten. Ein Nachfolger des Amtmanns wird von Seiner Majestät ernannt werden. An Euch, Bürger, habe ich die Frage zu richten, ob Ihr Eurem neuen und wahren Herrn in Treuen dienen wollt. Keinem von Euch wird ein Haar gekrümmt — wer aber ein Feind des Königs ist, den werden wir des Landes verweisen, seine Güter einziehen und ihn seiner Ämter entheben, so er welche innehat. Euer Amtmann wird die Namen verlesen. Der Aufgerufene trete vor und sage: Ich gelobe Dänemark und meinem König Treue!“

„Denkt an Weib und Kind!“ flüsterten die Frauen. „Denkt an Eure Eltern!“ raunte man den Jungen zu. Hinnerk Ahrens ward aufgerufen. Er hielt den Mund trotzig verschlossen. Wütend winkte der Major, er solle abtreten. Sein Name bekam in der Liste ein Zeichen. Uwe Ammer, der Stadtschreiber, sprach gesenkten Hauptes die Worte, doch Jan Anter, der Schmied, spie nur auf die buddigen Steine. Keiner wurde vergessen, und viele hatten nicht den Mut, den neuen Herren zu trohen.

„Hans Theodor Wolsjen Storm, Advokat!“ rief der Amtmann. — Vor die Dänen trat ein kleiner Mann mit lobendem Haar und Narem, tiefem blauem Blick. Bis zur Rathausstiege schritt er, hob sein Haupt, zog ein Papier aus der Tasche und las bewegt und mannhaft — und in der Totenstille vernahm es jeder:

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab
Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und mühten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd geh'n, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns gescheh'n!

Und wenn wir hilflos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätesten Erben
Ein treu besiegeltes Testament.

Denn kommen muß das frische Werbe,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt!

Bang und freudig zugleich hörten die Husumer das Gedicht ihres sonst so stillen Mitbürgers. Storm erwartete den Spruch des Majors aufrecht und schweigend. Der vermochte im ersten Ansturm seiner Wut keine Worte zu finden, doch dann rollte seine Stimme über den Platz. Ein Kind weinte leise auf dem Arm der Mutter.

„Ich danke dem Advokaten Storm für den kühnen Vortrag seiner Verse. Unser König liebt die Künste. Darum soll dem Dichter Storm die möglichste Förderung zuteil werden. Aktenstaub und Gerichtsstubendunst sollen hinfort kein Schaffen nicht hemmen: Der Advokat Storm wird bei Gericht ab heute nicht mehr zugelassen sein!“

Ausschluchzte Konstanze, seine Gattin, in der Menge, sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn unter Tränen. Behutsam führte er sie fort aus dem Gewühl, dem kleinen Hause entgegen — faßt und brüderlich strich er ihre Hände, da Worte des Trostes ihm fehlten.

In der Diele hatte sich die Sonne durch die offene Gartentür eingeschlichen. Storm trat in sein kleines Amtszimmer, wo er die umherliegenden Akten zusammenpackte und den Schreiber beauftragte, sie zum Gericht hinüber zu tragen. Am Fenster, sinnend über seinem Gedicht, rief ihn der Kinder Lachen, hinaus-zuschauen. Die Jungen tollten in fröhlichem Spiel durch den Garten, und wie sie ihn erblickten, rief der Älteste:

„Vater, Friedrich, der Schreiner, hat uns alles erzählt! Du bist ein Held!“

Theodor Storm schüttelte mit ernstem Lächeln das Haupt. „Nein, Junge, so still sitzt kein Held in seiner Stube. Wahrheit ist Pflicht — ein Held würde das ganze Land ausrufen und in jeden Menschen den Mut des Kampfes hineinhämmern. Dazu bin ich nicht der rechte Mann.“

„Ja, Vater“, sagte der Älteste und hob kühn den schönen Kopf, „aber Husum wird bleiben — und wir werden wieder kommen!“

Konstanze trat ins Zimmer. Storm ging zu ihr, und als sie den Kinderjubiläum im Garten hörte, mußte auch sie wieder lächeln. Das Ehepaar Storm begann ein nachdenkliches Gespräch. Mit einem Male horchte Storm auf — die Jungen sangen! Sangen ein Lied, das wandernde Studenten nach Husum gebracht hatten, von Storms Kollegen Hoffmann von Fallersleben — das Lied vom kommenden Deutschland.

„Siehst du, Konstanze“, sagte Storm leise, „diesen Glauben, diese Kinder und ihre größere Zukunft: das kann uns kein Feind rauben!“

Die tragische Rolle.

Skizze von Rolf Delhaas-Düsseldorf.

Yester saß in der letzten Reihe des Vorführungsraumes und sah seinen Film abrollen. Seit sechs Jahren saß er nun jedesmal hier und sah als erster die vollendete Arbeit anstrengender Aufnahmewochen. Filme mit Yester waren sehr beliebt. Yester hieß unübertrefflich. Alle Clowns, alle Komiker, alle Lustspiel-darsteller gingen ins Kino und sahen sich Yester an. Yester war der Meister der stummen Komik. Seine Mimik wirkte überwältigend, ließ sich einfach nicht erreichen, nicht nachahmen, nicht erlernen. Wo Yester filmte, wurde gelacht, und der einzige, der nicht lachte, war Yester selbst.

Auch heute saß Yester geistesabwesend in einem Sessel der letzten Reihe und starrte den zappelnden, lachenden, verrückten Mann auf der Leinwand zu, der er selber war. Neben ihm wurde es selbst dem Direktor und dem Regisseur, dem Verantwortlichen des neuen Films, schwer gemacht, ihre Heiterkeit auf ein erträgliches Maß zu beschränken. Nachdem das Licht aufflammte, erhoben sie sich mit geröteten Gesichtern, den Mund noch von beifälligen Lachen verzogen und schüttelten Yesters schlaffe, matte Hand.

„Hast du gut gemacht, Junge!“ Händereiben, Schmunzeln. „Darauf wollen wir eine gute Flasche trinken.“

Yester zwängte sich aus der Reihe heraus, setzte ein ernstes und feindseliges Gesicht auf und sagte: „Darauf trinke ich keinen Schluck. Wartet Ihr denn nicht, daß es immer dasselbe ist, immer das gleiche. So und so und so!“ Er zappelte und grinschte vor ihnen auf dem freien Raum, und seine Augen brannten vor Wut. „Damit wird Schluss gemacht. Ich habe es satt. Ich habe es satt. Ich habe es satt!“

Nachdem er diesen kurzen Satz dreimal aus der Tiefe seines Herzens geschleudert hatte, schickte er sich an, nach draußen zu gehen. Aber die beiden Herren liefen hinter ihm her. Ihre vordem so roten Gesichter waren nun totenbleich. „Was ist denn los, Yester? Der Film ist einzig. Die Welt wird rasen, und du streiffst? Wartung hat den nächsten Film in dieser Serie im Manuscript schon festliegen.“

Schnaubend vor Zorn schrieb Yester: „Ich zerreiße ihm den Wisch in tausend kleine Fäden. Feuer anzumachen, das kann er damit.“

„Yesterjunge — — —?“

„Schluß! Ich habe die Humpelen satt. Entweder ich spiele das nächste Mal in einem ernstem Film, oder ich spiele überhaupt nicht mehr.“

„Bester Knabe, du kannst doch nicht ...“

„Doch, ich kann!“ unterbrach er den andern drohend. „Ich werde Euch beweisen, was ich kann.“ Und er veränderte sein Gesicht, er legte es in Falten, er vernahm seinen Mund, er machte ein paar gemessene Schritte, er sprach ein paar Sätze aus irgend-einer Tragödie, die den beiden Filmgewaltigen bekannt vorkam. „Ich spiele eine tragische Rolle.“

„Mensch —“, begann der Direktor einen Satz, doch der Regisseur hieb ihm die fuchtelnd erhobene Hand mit einem Fischen herunter. Wie versteint starrte er diesen tragischen Yester an. „Natürlich, Yester, natürlich wirst du deinen Willen haben. Ich habe da im Augenblick etwas entdeckt, etwas, was man bei dir gar nicht vermutet hatte.“

„Seht Ihr?“ rief Yester triumphierend, „Ihr wißt nicht, was in mir schlummert. Ihr werdet noch einsehen, was Ihr sechs Jahre lang an mir gesündigt habt.“

Yester filmte tragisch. Lange vor Beendigung des Films liefen die aufsehenerregenden Berichte durch die gesamte Presse: der größte und beste Spaßvogel der Welt als Träger einer tragischen Rolle. Es würde eine Sensation geben, wie der Film sie nicht oft erlebte.

Zwei Tage vor der Fertigstellung erlitt Vester einen kleinen Unfall. So war er verhindert, sich den fertigen Film als Erster im Vorführungsraum der Filmgesellschaft anzusehen. Es rissen sich aber die Lichtspieltheater so sehr um das Vorrecht der Vorführung, daß der neue Film mit Vester schon auf dem Spielplan stand, als der Künstler selbst, auf den Arm eines Freundes gestützt, seinen ersten Spaziergang unternahm. So kamen sie an einem der größten Lichtspielhäuser der Weltstadt vorüber. Aus diesem aber scholl das Lachen der Besucher in so überwältigender Stärke, daß Vesters Freund leuchtend sagte: „Eigentlich prächtig so eine Sache, die einen in dieser Weise zum Lachen zwingt; man könnte wohl glauben, es stände ein Film von dir auf dem Programm.“

Vester machte ein Gesicht und konnte die Antwort nicht unterlassen: „Das wirst du die längste Zeit gemeint haben; ich filme fürderhin nur noch in tragischen Rollen.“ Doch nach einer Weile fügte er hinzu, merkwürdig erregt: „Ich möchte doch wissen, wer außer mir imstande ist, die Leute so zum Lachen zu bringen.“ Der Freund stichelte: „Das kann dir doch jetzt einerlei sein; du filmst doch nur noch tragisch.“

Aber Vester drängte dem Eingang zu. „Geschlossene Kasse? Geschlossene Türen?“ Farbenfreudige Plakate kündeten bereits den neuen Tonfilm mit Vester an. Aber aus dem verschlossenen Raum brach flutgleich das Gelächter. Ein Portier erscheint gewichtig am Eingang.

„Nix zu machen“, sagt er, „drinnen ist die erste Vorführung des neuen Programms vor geladenen Gästen.“

Vester jongliert mit einem netten Selbstbild sichtlich vor den Augen des Portiers herum. Der zwinkert dem Selbstbild zu, tut aber, als ginge es ihn nichts an.

„Nann, machen Sie keine Fragen! Man möchte doch auch mal lachen, nicht wahr? Und jetzt im Augenblick hätte ich solche Lust dazu.“

Es zeigt sich, daß Vester sich in dem Portier doch nicht getäuscht hat. Der Mann nimmt das Selbstbild, tritt von der Tür fort, führt die beiden Herren über einen langen, gedämpft erleuchteten Rundgang und hebt einen Vorhang. Vester bleibt erstarrt auf der Schwelle stehen. Er hört seine eigene Stimme, und diese Stimme spricht von der Leinwand herab: „Kann ich nicht! Ich bin Vester und kein guter Schauspieler! Ich kann keinen Kasten voll Sägemehl auf den Leichenwagen heben und dazu ein Gesicht machen, als läge wirklich mein Freund darin.“ Und die Menschen im Raum biegen sich vor Lachen über Ton und Ausdruck seines Spiels. Vester greift sich an die Stirn. Ja, hat er denn nicht die gleichen Worte zu dem Regisseur gesagt, ehe man ihm die Wachsfigur in den Sarg legte, um ihn zu beruhigen? Aber natürlich, das ist ja die Szene. Oh, mit einem Male versteht Vester. So eine hinterlistige Bande! Sie haben nicht nur das Schauspiel gefilmt, in dem er tragisch spielte, sie haben alles mitgenommen: den Aufbau des Films, die Vorbereitungen, die Zwischenbemerkungen. So eine Bande, so eine Bande.

Vester sitzt regungslos auf seinem Platz. Aber es ist nichts einzuwenden, alles geht da oben auf der Leinwand ganz ernst vor sich, nur packt Vester die Dinge mit einer eigenen Faust an, packt sie so an, daß die Menschheit vor Vergnügen hin- und hergeschüttelt wird, daß der überreimelte Vester im Zuschauerraum den Vester der Leinwand weiblich belacht, so sehr belacht, daß er seinen Atem mehr bekommen kann. So erleben die Produzenten dieses Films das Unglaubliche: Vester belacht zum erstenmal seine eigene Komik.

„Ich bin nun einmal dazu da“, sagt er später, „immer nur belacht zu werden.“

Sein großer Regisseur drückt seine Hand. „Das ist schön, Vester. Denn es ist besser, in einer drückenden Zeit eine beladene Menschheit lachen als weinen zu machen. Das Lachen, das du weckst, befreit sie und führt sie empor. Und dieses „Tragisch“ ist das Beste, was du bisher auf dem Gebiete des Films geleistet. Es hat ja niemand geahnt, was in dir steckte.“

„Nur kein Tragödie!“ antwortet Vester und hält ein Gesicht verschlossen.

Der König im Quartier.

Kleine Geschichten vom Großen Friedrich.

Nach verschollenen Berichten der Zeitgenossen.

Von Karl Georg v. Maagen.

Während des Siebenjährigen Krieges bezog Friedrich der Große einmal in einem nicht weit von Leipzig gelegenen Dorfe Quartier beim Pfarrer. Er vermochte jedoch während der Nacht keine Minute zu schlafen, da die Mäuse, von denen das Haus zu wimmeln schien, in seinem Zimmer einen Heidenpektakel vollführten. Kaum graute der Tag, stand der König auf und ließ den Pfarrer zu sich rufen: „Höre Er einmal, versteht Er sich auf das Auslegen von Träumen?“ — „Nicht sonderlich, Ew. Majestät, denn ich halte nicht viel davon.“ Der König: „Das glaube Er nur ja nicht! Mancher Traum hat eine wirkliche Bedeutung. Ich will Ihm den meinigen erzählen. Mir träumte heute nacht, die ganze

Stube wäre voller Mäuse. Was bedeutet das?“ Der Pfarrer: „Ich weiß es nicht.“ Der König: „Ich denke, daß der Himmel mir dadurch zu verstehen geben will, daß meine Proviantbediensteten mich gründlich bestehlen.“ Der Pfarrer: „Ach nein, Majestät, ich fürchte, daß der Traum seine natürliche Ursache hat. Ich bin leider in meinem Hause sehr von diesem Ungeziefer geplagt und weiß nicht vor ihm zu retten.“ Der König: „So, so, dann muß ich mich irren. Nun, nehme Er hier diese Friedrichsdor und laufe Er sich dafür Mausefallen, damit ich künftig besser schlafen kann, wenn ich ihn einmal wieder besuchen sollte.“

Als Friedrich in Schlesien kämpfte, wurde von einigen Verrätern der Plan gefaßt, ihn in seinem Hauptquartier, das sich in einem etwas abgelegenen Hause bei Strehlen befand und wo wie gewöhnlich nur wenige Grenadiere als Wache waren, heimlich aufzuheben und in die Hände seiner Feinde zu liefern. Der Anschlag wurde entdeckt, aber die Verräter entkamen. Ihr Entweichen schien dem König, der Blutgerichte, wie sie auf Hochverrat standen, verabscheute, nicht unangenehm zu sein. Nun sollten sie „nach der Sentenz“ in effigie (im Bildnisse) gevierteilt werden. „Das mag immer gesehen“, sagte der König, als er das Urteil unterzeichnete, „denn die Porträts werden vermutlich ebenso wenig taugen wie die Originale selbst.“

Als Friedrich sein Hauptquartier in Leipzig hatte, wollte er die Gelegenheit benutzen, sich eine neue Uniform machen zu lassen. Wenn er auch noch so wenig auf seine Garderobe hielt, zumal im Felde, er konnte dieser ihm so unangenehmen Notwendigkeit nicht länger ausweichen. Er ließ also einen Schneider rufen, dessen langes Ausbleiben ihn ungeduldig machte. Endlich fuhr der Bekleidungskünstler in einem zweispännigen Wagen, auf dessen Rückseite ein Bedienter saß, vor und wurde sogleich in des Königs Zimmer geführt. Der Schneider trug ein schwarzsamtenes Kleid, weißseidene Strümpfe, Schuhe mit kostbaren Steinschnallen, Ringe und einen Degen an der Seite. Der König ließ ihn stehen und tat nicht, als ob er ihn bemerkte. Als dem Schneider die Zeit zu lang wurde, wagte er es, den König zu fragen, was Seine Majestät zu befehlen habe, er sei der Schneidermeister, der das höchste Glück erlangen sollte, Allerhöchst Denenjenigen eine Uniform anzumessen. „So“, antwortete der König, „Er ist der Schneider? Ich habe weiter nichts zu befehlen, ich wollte nur sagen, daß Er wieder nach Hause fahren und den Spruch lesen soll: Daniel, 8. Kapitel, Vers 8.“ — Der Schneider stutzte, machte einen Büdling, warf sich in seinen Wagen und fuhr heim. Zu Hause griff er sofort zur Bibel, schlug den angegebenen Spruch auf und fand zu seiner Verblüffung folgende Worte: „Und der Ziegenbock ward sehr groß. Und da er aufs stärkste geworden war, zerbrach das große Horn und wuchsen an dessen Statt ansehnliche vier, gegen die vier Winde des Himmels.“

Während eines Feldzugs lag Friedrich bei einer armen Witwe im Quartier und hatte sich, da seine Uniform ganz durchnäht war, den Schlafrock ihres verstorbenen Mannes angezogen. „Liebe Frau“, sagte er zu ihr, „verkauft Sie mir wohl diesen Schlafrock? Ich habe jetzt weniger anzuziehen als Lazarus.“ Die Witwe, bis zu Tränen gerührt über das Mißgeschick des großen Königs, schleppte alle Anzüge ihres Mannes herbei und bot sie zugleich mit dem Schlafrock dem König zum Geschenk an. Friedrich lachte herzlich über diese Treuherzigkeit, ließ aber wirklich den Schlafrock, der ihm so gute Dienste geleistet hatte, einpacken. Dann befahl er, der armen Frau hundert Stück Friedrichsdor zu überreichen und schob noch eigenhändig heimlich ein Goldstück unter den Teller, auf dem sie ihm ein Butterbrot gebracht hatte.

Während der Belagerung von Breslau — bald nach der Schlacht bei Leuthen — befand sich das Hauptquartier im Dorfe Nothkretscham, und Friedrich hatte dort in einem Bauernhause Wohnung genommen. Es herrschte eine durchdringende Kälte und einige überdreiste Dragoner, die Brennmaterial suchten, scheuten sich nicht, auch vom Quartier des Königs alles erreichbare Holzwerk abzubrechen. Der wachhabende Gardeoffizier suchte sie davon abzuhalten, wobei es nicht gerade ruhig zuging. Der König hörte den Lärm und schickte einen von seinen Leuten hinaus, zu sehen, was vorging. Als er vernahm, daß Mannschaften in das Dorf gekommen waren und durch Abbrechen von Zäunen und Holzwerk alle Gebäude und auch sein eigenes Quartier beschädigten, fragte er lächelnd: „Was sind denn das für Leute?“ Man antwortete ihm: Dragoner. Daraufhin ging er vor die Tür und rief: „Dragoner, nehmt alles, alles! Aber laßt mir nur den Schnee nicht ins Bett fallen!“ Das tat dann seine Wirkung wenigstens insoweit, daß das Haus, in dem sich der König befand, verschont wurde.